

Gewissens-Umkehr.

Aus meiner Sammel-Mappe. Von Hermann Reiber.

Zwei Geschichten erzählte mir meine Mutter einst von „Gewissens-Umkehr“.

Sie arbeitete in ihrem Hause im Flur, als sich ihr ein Bauer näherte und fragte, ob sie ihm nicht ein paar Tausend Tors ablaufen wolle.

Meine Mutter erklärte sich bereit und zahlte, nachdem der Bauer den Tors abgeladen, den geforderten Preis.

„Wie heißen Sie denn?“ fragte meine Mutter, bevor sie einwilligte, vernahm seine Antwort, dessen Inhalt ihrem Gedächtnis später wieder entfiel.

Ein Jahr verging, ohne daß der Bauer irgend etwas von sich hören ließ.

Dann aber erschien er eines Tages wieder und fragte, ob die Herrschaft vielleicht schön, trocknen Tors kaufen wolle.

Diesmal war nur mein Vater zugegen, der den Handel abschloß.

Als der Bauer nach Erledigung alles Erforderlichen und nach Empfang seines Geldes die Treppe wieder hinabging, begegnete er meiner Mutter.

„Nein, es ist kein Irrthum. Sie sind der Mann, der mit dem Thaler am nächsten Sonnabend zurückkehren wollten!“

Aber er blieb hartnäckig bei seinem Ableugnen und meinte zuletzt: „Das könne denn vielleicht sein Bruder gewesen sein, der ihm sehr ähnlich sähe.“

Meine Mutter sah ihm auf diese Rede mit strengem Ausdruck an und sagte: „Wohlan! Da mag sich Ihr Bruder in tiefster Seele schämen, mein Vertrauen so gemißbraucht zu haben!“

Im höchsten Grade verlegen, murmelte der Bauer einige unverständliche Worte, zog die Schultern, fuhr mit der Rechten einige Male übers Kinn und begab sich, während sich meine Mutter ohne Gruß entfernte, an sein Fuhrwerk.

Am nächsten Sonnabend erschien derselbe Mann, trat, von der Magd gemeldet, in's Vorzimmer der Wohnung, wo sich meine Mutter gerade befand und sagte, indem er einen Thaler aus den Tisch legte:

„Ich bin es doch gewesen, Frau Doktor. Aber ich nahm es nicht für mich, sondern für mein Schwager, die voriges Jahr zwei Markt verloren hatte und Frau Geheimrath Meigen, wo sie für Gänge machte, es nicht zu gestehen thun mochte.“

„Nun, das ist ja sehr schön, daß Sie mich nicht mehr böse. Ich will es auch gewiß niemals wieder thun.“

„Nun, das ist ja sehr schön, daß Sie mich nicht mehr böse. Ich will es auch gewiß niemals wieder thun.“

„Nun, das ist ja sehr schön, daß Sie mich nicht mehr böse. Ich will es auch gewiß niemals wieder thun.“

„Nun, das ist ja sehr schön, daß Sie mich nicht mehr böse. Ich will es auch gewiß niemals wieder thun.“

„Nun, das ist ja sehr schön, daß Sie mich nicht mehr böse. Ich will es auch gewiß niemals wieder thun.“

„Nun, das ist ja sehr schön, daß Sie mich nicht mehr böse. Ich will es auch gewiß niemals wieder thun.“

„Nun, das ist ja sehr schön, daß Sie mich nicht mehr böse. Ich will es auch gewiß niemals wieder thun.“

„Nun, das ist ja sehr schön, daß Sie mich nicht mehr böse. Ich will es auch gewiß niemals wieder thun.“

„Nun, das ist ja sehr schön, daß Sie mich nicht mehr böse. Ich will es auch gewiß niemals wieder thun.“

„Nun, das ist ja sehr schön, daß Sie mich nicht mehr böse. Ich will es auch gewiß niemals wieder thun.“

Im Gerichtssaal.

Novellette von Helene Mara.

„Bist Du fertig, Frau? Die Brauen stehen vor der Thür?“

Sie ergriff Schirm und Handtasche, den warmen Mantel für die Rückfahrt, und sie stiegen die verschörfelte Eschentreppe des alten Herrenhauses hinab, langsam, schweigend, nur das schwarze Kleid der jungen Gutsherrin knisterte würdevoll.

Auf der Rampe im hellen Sonnenschein hält der Wagen, und alles Fretliche fällt von ihnen ab bei dem Kinderlärm, der sie umfängt.

Das tollt und juchzt und ruft Hurrah und freudig mit sonnenbräunten kleinen Fingern lacht an der schwarzseidenen Pracht entlang.

Aber der Mann treibt zur Eile, die Pferde ziehen an und traben in schnellem Lauf der Nachbarstadt zu.

Der Mann, der auf seinen Füßen zu sehen, die stierliche Frau mit dem dunklen Kopf und den sinnigen Augen, in denen phantastische Träume zu wehen scheinen, neben der trauvollen Männlichkeit des großen, blonden Mannes.

Selbe Kopf und wogende Kornefelder fliegen an ihnen vorbei, aber der sommerliche Segen läßt ihre Gesicht heute nicht aufleuchten.

Dem Mann, der auf seinen Füßen zu sehen, die stierliche Frau mit dem dunklen Kopf und den sinnigen Augen, in denen phantastische Träume zu wehen scheinen, neben der trauvollen Männlichkeit des großen, blonden Mannes.

Vor ihnen im Gerichtssaal liegt ein Haufen Gold- und Silbergeld.

Sie kennen es wohl. Jedes Geldstück weist ein mit einer Scheere eingestrichenes Kreuz auf, das sie gemeinsam gemacht, um endlich dem Dieb auf die Spur zu kommen, der sich immer wieder an dem Wirtschaftsgeld der Frau vergriff.

Beim Anblick der Gold- und Silberstücke durchleuchtet sie noch einmal das Entsetzen und die Empörung jenes Wintermorgens, an dem die hinzugezogene Polizei das gezeichnete Geld aus der allmodischen Holztruhe Marias hervorgezogen, und das ohnmächtige Grauen, mit dem sie, die bis dahin wie zur Familie gehörig betrachtetete, in das Gefängnis abgeführt wurde.

Trägt die Ruhe im Gerichtssaal, die man nach der Sonnenwärme draußen doppelt empfindet, die Schuld oder die Unwissenheit der vielen Menschen, die junge Frau fühlt sich angstvoll bekommen.

Das Herz klopfte der Frau plötzlich zum Zerplatzen und ihr widerwilliger Jörn wird in diesem Augenblicke völlig verdrängt von dem ungeheuren Mitleid, das sie erfährt.

Sie schmunzelt schwärzes, viel zu vollkommenes Kleid hüßt die abgemagerte Gestalt ein, das Haar, goldgelb wie die Ähren, ist starr und straff nach hinten gezerrt und in einem festen Knoten verhedert.

Die Frau sinnt unwillkürlich nach, wo sie das selbe Haar schon einmal so unbeschön gesehen hat.

Ja, ja, da war es.

Im Gerichtssaal.

Novellette von Helene Mara.

„Bist Du fertig, Frau? Die Brauen stehen vor der Thür?“

Sie ergriff Schirm und Handtasche, den warmen Mantel für die Rückfahrt, und sie stiegen die verschörfelte Eschentreppe des alten Herrenhauses hinab, langsam, schweigend, nur das schwarze Kleid der jungen Gutsherrin knisterte würdevoll.

Auf der Rampe im hellen Sonnenschein hält der Wagen, und alles Fretliche fällt von ihnen ab bei dem Kinderlärm, der sie umfängt.

Das tollt und juchzt und ruft Hurrah und freudig mit sonnenbräunten kleinen Fingern lacht an der schwarzseidenen Pracht entlang.

Aber der Mann treibt zur Eile, die Pferde ziehen an und traben in schnellem Lauf der Nachbarstadt zu.

Der Mann, der auf seinen Füßen zu sehen, die stierliche Frau mit dem dunklen Kopf und den sinnigen Augen, in denen phantastische Träume zu wehen scheinen, neben der trauvollen Männlichkeit des großen, blonden Mannes.

Selbe Kopf und wogende Kornefelder fliegen an ihnen vorbei, aber der sommerliche Segen läßt ihre Gesicht heute nicht aufleuchten.

Dem Mann, der auf seinen Füßen zu sehen, die stierliche Frau mit dem dunklen Kopf und den sinnigen Augen, in denen phantastische Träume zu wehen scheinen, neben der trauvollen Männlichkeit des großen, blonden Mannes.

Vor ihnen im Gerichtssaal liegt ein Haufen Gold- und Silbergeld.

Sie kennen es wohl. Jedes Geldstück weist ein mit einer Scheere eingestrichenes Kreuz auf, das sie gemeinsam gemacht, um endlich dem Dieb auf die Spur zu kommen, der sich immer wieder an dem Wirtschaftsgeld der Frau vergriff.

Beim Anblick der Gold- und Silberstücke durchleuchtet sie noch einmal das Entsetzen und die Empörung jenes Wintermorgens, an dem die hinzugezogene Polizei das gezeichnete Geld aus der allmodischen Holztruhe Marias hervorgezogen, und das ohnmächtige Grauen, mit dem sie, die bis dahin wie zur Familie gehörig betrachtetete, in das Gefängnis abgeführt wurde.

Trägt die Ruhe im Gerichtssaal, die man nach der Sonnenwärme draußen doppelt empfindet, die Schuld oder die Unwissenheit der vielen Menschen, die junge Frau fühlt sich angstvoll bekommen.

Das Herz klopfte der Frau plötzlich zum Zerplatzen und ihr widerwilliger Jörn wird in diesem Augenblicke völlig verdrängt von dem ungeheuren Mitleid, das sie erfährt.

Sie schmunzelt schwärzes, viel zu vollkommenes Kleid hüßt die abgemagerte Gestalt ein, das Haar, goldgelb wie die Ähren, ist starr und straff nach hinten gezerrt und in einem festen Knoten verhedert.

Die Frau sinnt unwillkürlich nach, wo sie das selbe Haar schon einmal so unbeschön gesehen hat.

Ja, ja, da war es.

Denkermahlzeiten.

Gewöhnlich meint man, daß an dem letzten Essen, welches dem armen Sünder vor seinem schmerzlichen Gange gereicht werde, nur der Delinquent und der Henker, welcher im Mittelalter den Wirth zu machen hatte, theilgenommen haben.

Alle die herrlichen Gaben des Mädchens, seinen Opfermuth, seine mütterliche Liebe für die Kinder hatten sie hingegenommen wie etwas Natürliches, aber sein Unrecht, das einzige, daß es ihnen angethan, das haben sie schnell zu ahnden gewohnt.

Ein Gefühl der Beschämung kommt über die Frau.

Die Augen füllen sich mit Thränen, und so oft sie den umschleierten Blick auf der Angeklagten ruhen läßt, weht er einen Strahlentanz um das Haupt des schlichten Landmädchens.

Sie sieht es vor sich im Kinderzimmer des alten Herrenhauses, umdrängt, umjubelt von der Kinderschaar, den wilden Knaben auf dem gelieblichen Rücken, die lauschenden, kleinen Mädchen zu seinen Füßen und in den sorglichen Armen.

Mit einer Stimme, die unsicher klingt, ob der ungewohnten Aufgabe vor so vielen Menschen zu reden, beginnt sie ihren schüchternen Bericht.

Als ob sie die Wirkung ihrer Worte erhöhen und mit der Finsterniß des Raumes zugleich die der That verstreuen möchten, so fluthen jetzt die Sonnenstrahlen durch das hohe Fenster.

Das goldene Licht legt sich um Haupt und Gestalt der Sprechenden und gleitet weiter auch auf die schwächliche Erscheinung des Mädchens, ihren Ankläger unbarmherzig die Spuren entblühend, die Leid und Arterthat gegraben, liebevoll jeden Zug des vergrämten Antlitzes hervorhebend, der ihnen durch die Gewohnheit lieb und vertraut geworden.

Mit der sonnigen Helle zugleich weicht der Rest der bestemmenden Befangenheit, immer wärmer, immer eifriger werden die Worte der Frau.

Von der Treue erzählen sie, die Maria einem jungen Burshen ihres Heimathortes gehalten, dessen Armut noch immer das Hinderniß ihrer Heirath gebildet, von dem bei Fremden im Schatten aufgewachsenen Kind der beiden, dessen Unterhalt das Mädchen allein bestritt, von seiner sich alles entziehenden Sparsamkeit.

Sie vergißt den weiten Raum, dessen düstere Feiertagsstille sie erschreckt hat, vergißt die Richter, die Geschworenen und alle die aufstehenden Menschen, sie denkt nicht einen Augenblick daran, was wohl der Mann ihr zur Seite zu seiner thörichtesten Frau sagen wird, mit klingender Stimme, mit leuchtenden Augen und glühenden Wangen spricht sie fort:

„Was die Angeklagte nahm, kam ihr zu für die treuen Dienste, die sie unserem Hause geleistet hat, nein, es war viel, viel zu wenig dafür.“

Doch sie ist heimlich nahm, war ihr Vergehen, aber das meine war größer, das fühle ich jetzt in diesem Augenblicke, denn ich, jung und unerfahren, ließ die Kisten und Kasten offen vor ihr, der Darbenden, stehen.

Wenn sie unterlag und etwas von dem Ueberflus, der sie umgab, in ihre armen, leeren Hände gleiten ließ, mein ist die Schuld, denn ich — ich führte sie in Versuchung!

Beobend vor Erregung hat sie die Worte hervorgehoben, athemlos, in innigem, bittendem Ton ruft sie aus: „Ich flehe den hohen Gerichtshof an, helft mir, mein Unrecht wieder gut zu machen, sprecht die Gefangene frei!“

Wie ein Aufjauchzen erfüllt das Wort den Saal.

Denkermahlzeiten.

Gewöhnlich meint man, daß an dem letzten Essen, welches dem armen Sünder vor seinem schmerzlichen Gange gereicht werde, nur der Delinquent und der Henker, welcher im Mittelalter den Wirth zu machen hatte, theilgenommen haben.

Alle die herrlichen Gaben des Mädchens, seinen Opfermuth, seine mütterliche Liebe für die Kinder hatten sie hingegenommen wie etwas Natürliches, aber sein Unrecht, das einzige, daß es ihnen angethan, das haben sie schnell zu ahnden gewohnt.

Ein Gefühl der Beschämung kommt über die Frau.

Die Augen füllen sich mit Thränen, und so oft sie den umschleierten Blick auf der Angeklagten ruhen läßt, weht er einen Strahlentanz um das Haupt des schlichten Landmädchens.

Sie sieht es vor sich im Kinderzimmer des alten Herrenhauses, umdrängt, umjubelt von der Kinderschaar, den wilden Knaben auf dem gelieblichen Rücken, die lauschenden, kleinen Mädchen zu seinen Füßen und in den sorglichen Armen.

Mit einer Stimme, die unsicher klingt, ob der ungewohnten Aufgabe vor so vielen Menschen zu reden, beginnt sie ihren schüchternen Bericht.

Als ob sie die Wirkung ihrer Worte erhöhen und mit der Finsterniß des Raumes zugleich die der That verstreuen möchten, so fluthen jetzt die Sonnenstrahlen durch das hohe Fenster.

Das goldene Licht legt sich um Haupt und Gestalt der Sprechenden und gleitet weiter auch auf die schwächliche Erscheinung des Mädchens, ihren Ankläger unbarmherzig die Spuren entblühend, die Leid und Arterthat gegraben, liebevoll jeden Zug des vergrämten Antlitzes hervorhebend, der ihnen durch die Gewohnheit lieb und vertraut geworden.

Mit der sonnigen Helle zugleich weicht der Rest der bestemmenden Befangenheit, immer wärmer, immer eifriger werden die Worte der Frau.

Von der Treue erzählen sie, die Maria einem jungen Burshen ihres Heimathortes gehalten, dessen Armut noch immer das Hinderniß ihrer Heirath gebildet, von dem bei Fremden im Schatten aufgewachsenen Kind der beiden, dessen Unterhalt das Mädchen allein bestritt, von seiner sich alles entziehenden Sparsamkeit.

Sie vergißt den weiten Raum, dessen düstere Feiertagsstille sie erschreckt hat, vergißt die Richter, die Geschworenen und alle die aufstehenden Menschen, sie denkt nicht einen Augenblick daran, was wohl der Mann ihr zur Seite zu seiner thörichtesten Frau sagen wird, mit klingender Stimme, mit leuchtenden Augen und glühenden Wangen spricht sie fort:

„Was die Angeklagte nahm, kam ihr zu für die treuen Dienste, die sie unserem Hause geleistet hat, nein, es war viel, viel zu wenig dafür.“

Doch sie ist heimlich nahm, war ihr Vergehen, aber das meine war größer, das fühle ich jetzt in diesem Augenblicke, denn ich, jung und unerfahren, ließ die Kisten und Kasten offen vor ihr, der Darbenden, stehen.

Wenn sie unterlag und etwas von dem Ueberflus, der sie umgab, in ihre armen, leeren Hände gleiten ließ, mein ist die Schuld, denn ich — ich führte sie in Versuchung!

Beobend vor Erregung hat sie die Worte hervorgehoben, athemlos, in innigem, bittendem Ton ruft sie aus: „Ich flehe den hohen Gerichtshof an, helft mir, mein Unrecht wieder gut zu machen, sprecht die Gefangene frei!“

Wie ein Aufjauchzen erfüllt das Wort den Saal.

Corbail.



„Donnerwetter, Pipsmüller, Sie haben nur bis 11 Uhr Erlaßniß und kommen mit so einem Kauf nach Hause?“

„Gell's, ja, Herr Hauptmann! Wenn ich erst bis Zwölf hätte! Ausbleiben dürfen! Was ich da für ein z' Haus bracht hätte!“

„Am Himmelswillen, was ist denn das?“ fragt sie entsetzt.

„Das war der Sonnenuntergang.“

„Der des Himmels, knallt der hier immer so? Bei uns hört man gar nichts davon!“

„Im Schuhwarengeschäft.“

„Ach, Sie möcht ein Paar Schuhe, sehr billig, aber sehr haltbar, sehr bequem stehend, aber sehr elegant aussehend.“

„Verkäufer (mit einer Verbeugung): „Es thut mir leid, Madame, aber die Zeit der Wunder ist vorüber und liegt längst hinter uns.“

„Die billige Wohnung.“

„Denten Sie nur, was mir neulich passiert ist. Wir wollten umziehen und ich suchte eine neue Wohnung.“

„Der kleine Feig: „Ach, Papa, hätten wir doch nicht wieder gehiebet! Im Restaurant war's Essen viel besser!“

„Auf dem Bureau.“

„Beamer (nervös): „Wer scharrt denn da immer so mit dem Fuß?“

„Der wahre Grund.“



„Bei mir lernen eben die Dienstmädchen etwas Nützliches in der Hauswirtschaft; deswegen werden sie liberal mit Freunden engagiert und gut bezahlt.“

„Deswegen? Hahaha! Nein, meine Liebe, deswegen nicht; sondern weil Sie so hochinteressante Schlußfolgerungen haben!“